

sen Prozeß bis heute bei der Religion, wo dem Abfall der Massen eine Zunahme von Pseudoreligionen entspricht. Deshalb ist das Studium Nietzsches und seiner Wirkung immer noch überaus lehrreich, zumal die Wirkung literarisch, also künstlerisch und ästhetisch ist. Das wußte er und berief sich gern auf Dante und Spinoza. Er sagte: »Einsam und schlimm mißtrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrim, dergestalt Partei gegen mich und für alles, was gerade mir wehe tat und hart fiel ...« Solche Einsicht ehrt ihn und spricht für seinen Charakter. Er fand Trost bei Johann Sebastian Bach, bei Eckermanns Gesprächen mit Goethe und Adalbert Stifters *Nachsommer*. Sie gaben ihm Licht in der dunklen Zeit.

GLOSSEN

ZUM TODE VON REINHARD LÖW – »Finit feliciter sub specie mortalitatis«, mit diesen Worten schloß Reinhard Löw, der am 25. August im Alter von 45 Jahren nach langer und schwerer Krankheit starb, sein letztes Buchmanuskript; posthum ist das Werk über »Die neuen Gottesbeweise« in diesem Herbst erschienen.

Die Worte mögen uns heute befremden, vielleicht klingen sie nach einem kitschigen, schalen Pathos. Und doch scheinen sie für Reinhard Löw bezeichnend, gerade wegen ihrer offenbaren »Sinnwidrigkeit«.

Reinhard Löw, 1949 in Freising geboren, studierte in München Mathematik, Pharmazie, Philosophie und Geschichte. Seiner Promotion zur »Pflanzenchemie zwischen Lavoisier und Liebig« 1977 folgte bereits zwei Jahre später eine zweite Doktorarbeit über die »Philosophie des Lebendigen«; seine Habilitation über »Nietzsche – Sophist und Erzieher« schloß sich nach weiteren vier Jahren 1983 an; ins gleiche Jahr fällt die Publikation der mit seinem Lehrer Robert Spaemann erarbeiteten Studie zur Geschichte der aristotelischen Philosophie »Die Frage Wozu?«; und bereits 1985 erscheint eine ihm angesichts der modernen Biotechnologie notwendige, teils polemische Auseinandersetzung mit der Genetik: »Le-

ben aus dem Labor«. Unmittelbar im Jahr seiner Habilitation beruft ihn die Universität München auf den Lehrstuhl für Naturphilosophie; wiederum vier Jahre später folgt Reinhard Löw dem Ruf als einer der beiden Gründungsdirektoren des von Bischof Homeyer ins Leben gerufenen Forschungsinstituts für Philosophie in Hannover.

Was sich oberflächlich als akademische Karriere ausnimmt, verweist in einer tieferen Schicht auf den Menschen Reinhard Löw: gewiß reich begabt, schonte er sich nicht, umso weniger, da er wußte, daß seine Zeit knapp bemessen war. So hatte er bereits Ende der Siebziger Jahre in München neben seinen akademischen Arbeiten eine »Gesellschaft zur Förderung von Wissenschaft und Kunst«, die *Civitas* mitbegründet, die eine Reihe hochrangiger Tagungen ausrichtete; später dann übernahm er die Redaktion der *Scheidewege*, einer »Zeitschrift für skeptisches Denken«; schließlich wurde er 1987 in das Herausbergremium dieser Zeitschrift berufen.

Wer Reinhard Löw kennenlernte, glaubte sich zunächst dem »typischen« Philosophen gegenüber; er konnte von einer analytischen Genauigkeit sein, die Außenstehenden beinahe penetrant erscheinen mußte, er be-

fleißigte sich mitunter einer Ausdrucksform, die vielleicht befremdete; und doch verstand es Reinhard Löw, sich einem breiteren Publikum zu exponieren, ihm auch unbequem zu werden, wenn es der Wahrheit näherbrachte. Er konnte schreiben, Probleme verständlich »auf den Punkt bringen«, polemisch, ja bissig, abseits aller modernen Wissenschaftlichkeit und hierin sicherlich auch ein »Schüler« Robert Spaemanns: nicht von ungefähr wurde er als Autor großer Tageszeitungen begrüßt. Er konnte sich begeistern, für die Dichtung, für die Musik, er selbst zeichnete, schrieb Kurzgeschichten, sammelte, begann einen Roman – und verfaßte eine Ästhetik »Über das Schöne«, zu Beginn dieses Jahres erschienen.

Reinhard Löw war ein »Zeitgenosse«, und doch scheint er mitunter aus einer Vergangenheit emporgestiegen: er vermochte sich in den Massenmedien unserer Welt sicher zu bewegen und – abseits akademischer Moden – Universitätshörsäle zu füllen, er brauchte das naturwissenschaftliche Fachgespräch nicht zu scheuen und vermochte gleichermaßen Tiefes über die Musik eines Anton Bruckner zu sagen. Er erschien gewissermaßen wie ein Genialer, Universaler vergangener Tage, zugleich ein Erfahrener, dem Glückliches und Leidvolles vertraut waren und der beides – gewiß als ein Mensch unserer Zeit – einend-zerreißend erleben konnte: »Finit feliciter sub specie mortalitatis.« Maximilian Greiner